

Alltag in der Schweiz um 1850 : der Uhrzeiger als Finger Gottes

Autor(en): **Wottreng, Willi**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Revue : die Zeitschrift für Auslandschweizer**

Band (Jahr): **24 (1997)**

Heft 6

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-909778>

Nutzungsbedingungen

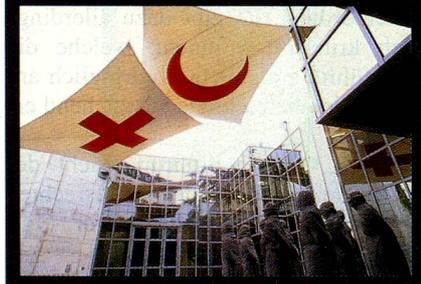
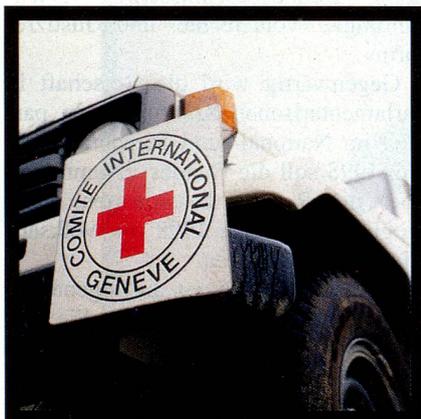
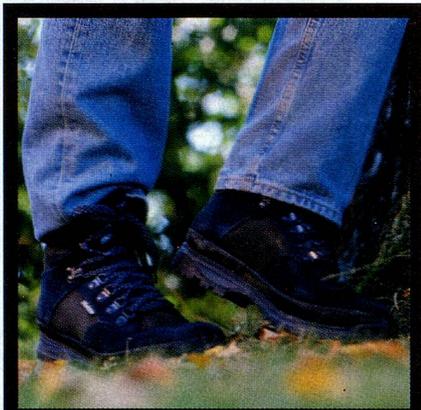
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Uhrzeiger als Finger Gottes

Am Zürcher Bahnhof steht ein Herr in schwarzem Gewand und blickt auf seine zwiebelartige Taschenuhr. Bald wird der Zug aus Baden eintreffen. Er bringt nicht jene «Spanischen Brötchen», die der ersten Eisenbahn in der Schweiz den Namen gegeben haben, sondern eine Verlobte.



Eine Szene, welche die Mitte des 19. Jahrhunderts kennzeichnet. Nicht weil sie Alltag wäre; die «Herrenbahn» wird längst noch nicht von jedermann benutzt, sowenig wie die «Gottshardpost», die ihre Hochblüte erlebt.

*Willi Wottreng**

Sondern weil sie zwei neue Grunderfahrungen spiegelt: die wachsende Bedeutung der Zeit und die schrumpfende Ausdehnung des Raumes.

«Alles strömt dahin, wo man in der grössten Geschwindigkeit und mit verhältnismässig wenig Geld in einem Tag recht weit kommen kann.» Dieses Zitat aus dem «Volksblatt» der Jahrhundertmitte bringt gleich zwei weitere Erkenntnisse: Geld spielt eine Rolle bei der Durchstrukturierung der Wirklichkeit – und die Zeitungen selbst, welche imstande sind, neue Nachrichten in kurzer Zeit zu günstigem Preis über grosse Distanzen zu transportieren. Zum neuartigen Gefühl der Metrik in allen Lebensbereichen gesellt sich die Erfindung der Aktualität.

Es wäre ein Irrtum zu glauben, diese neuen Takte und Masse – zu denen übrigens auch ein durch die Bundesverfassung vereinheitlichtes metrisches Gewichtssystem gehörte – seien am Leben einfacher Leute vorbeigegangen. In den Fabriken hat die Disziplinierung der Arbeiter begonnen; ihre Arbeit hört nicht mehr mit der natürlichen Ermüdung auf, sondern wenn zwölf Stunden abgelaufen sind. Und ebensowenig fängt sie mit dem Sonnenaufgang an: Exakt 11 Uhr ertönt die Fabriksirene, die den Arbeitstag in zwei Hälften teilt. Das zwingt auch die Arbeiterfamilie zu einer neuen, abstrakten Einteilung des Alltags.

* Willi Wottreng ist Teilzeit-Redaktor der «Weltwoche» und freier Journalist in Zürich.

Vor allem einzuteilen ist das Geld. Wenn viele auch noch gewohnt sind, am Montag blau zu machen, spüren sie es spätestens am Wochenende am Speisezettel. Ein Textilarbeiter im Zürcher Oberland gibt im Jahr 1850 700 bis 750 Franken für den Lebensunterhalt aus, bringt aber lediglich 340 Franken Jahreslohn nach Hause. Seine Frau muss mithelfen und verdient 215 Franken hinzu, während ein Kind noch 135 Franken beisteuert. Die Kinderzahl der Durchschnittsfamilie geht unter diesen Umständen rapid zurück.

Die Ernährung der wachsenden Bevölkerung verlangt nach Umstellungen in der Landwirtschaft. Die Brache (das unbestellte Feld) ist um 1850 praktisch verschwunden; auch das spiegelt den Prozess der Verdichtung, des Sparens, des Kalkulierens, den Verlust von freien Räumen, der den Alltag mehr und mehr bestimmt. Der Boden ist aufgeteilt, nun gilt es, ihn optimaler zu nutzen. Zum Glück ist vor kurzem die «Grundbirne» – die Kartoffel – als Geschenk der Neuen an die Alte Welt in der Schweiz aufgetaucht. Sie hilft einen Teil der Ernährungsprobleme lösen.

Man beherrscht die Lebensumstände noch nicht recht. Während die Zivilisation das Land zu strukturieren beginnt, herrscht vielfach grosse tägliche Angst vor den Launen der Natur, als wäre das Leben anfälliger geworden: Angst vor dem Feuer, das die Dörfer heimsucht, vor Überschwemmungen, welche die Ernten zerstören, vor Lawinen, welche die Ställe mitreissen, vor den Krankheiten, die den gemeinschaftlichen Fäkalienruben der Häuser entsteigen. Der Fortschritt ist auf eigenartige Weise mit anhaltender Gefährdung verbunden.

Wer in den Katastrophen, welche die neuen Anforderungen der Ökonomie und die alten Anforderungen der Natur stellen, unterzugehen droht, wandert aus, oft freiwillig, manchmal durch obrigkeitliche Anordnung. Die Behörden weisen Armen, die meist auch zu Delinquenten werden, wenn sie hungrig durchs Land vagabundieren, per Dekret Aufenthalte in den Kolonien zu. Und umgekehrt machen sie zwangsweise jene zu Sesshaften, welche das Herumziehen sozusagen als Lebensform praktizieren: die Jenischen und Fahrenden. Prozesse der Stabilisierung der Bevöl-

kerung; es wird buchstäblich Ordnung geschaffen, wie sie der neugegründete Bundesstaat braucht. Wobei unter Ordnung auch Sesshaftigkeit sowie die Abwesenheit von Unruhe und Wanderarbeit zu verstehen sind.

Poetisches Detail: Auf diese Weise ist wohl das «Schwiizerörgeli» in der Schweiz heimisch geworden. Es gelangte mit einem Drechsler aus Wien, der in der Gemeinde Oberthal in Bern eingebürgert wurde, hierher.

Die alten Freiheiten sind vorbei. Vielleicht merkt man es an den Grussformeln. Das dörfliche Du ist dem städtischen «Ihr» gewichen, welches formelle Distanz schafft. Statt dem herzlichen «Vergelts-Gott» sagen viele zum Dank «Oblischee», worin sich eine bilaterale Verpflichtung spiegelt, die dem Warentausch ähnlich ist.

Die neue Zeit mit ihrer immer tiefer durchgreifenden Rhythmisierung aller

Lebensbereiche indes breitet sich dennoch nur mit Schwierigkeiten und Rückschlägen aus. Sie hat die alte zu verdrängen, die weniger rational ist.

Wir stellen uns vor, während der bürgerliche Herr am Bahnhof auf seine Dame wartet, die demnächst mit modischer Krinoline (weiter Frauenrock aus Fischbeinstäben und -reifen mit Rosshaarbindung) und russigem Gesicht das Trittbrett hinunterklettert, rätsle seine Dienerin zu Hause darüber, ob dem ehelichen Bündnis das Glück hold sein werde. Sie mag nach altem Brauch flüssiges Blei ins Wasser werfen, um an den Bleiformen die Zukunft zu deuten. Oder ein Scheit aus der Holzbeige ziehen, um aus dessen Form die Gestalt der wahren Künftigen zu ersehen. Oder sie wirft einen Pantoffel in die Luft und liest aus der Richtung, nach welcher dieser fliegt, ob auch die Rechte komme. ■

Löhne im Jahr 1850 (pro Tag)

Metallgewerbe: 200 Rp.
Baugewerbe: 200 Rp.
Nahrungsmittel: 110 Rp.
Bekleidung: 255 Rp.
Leder: 320 Rp.

Preise im Jahr 1850

Preise wichtiger Bedarfsgüter

1 kg Halbweissbrot: 32 Rp.
1 kg Kartoffeln: 7 Rp.
1 Liter Milch: 8,5 Rp.
1 kg Butter: 133 Rp.
1 kg Rindfleisch: 61 Rp.
1 kg Kaffee: 150 Rp.
1 Ei: 3,5 Rp.
1 Liter Wein: 1,5 Rp.
1 Paar Schuhe: 640 Rp.
1 Klafter Holz: 2280 Rp.
1 Paar Strümpfe: 55 Rp.
1 Männerhemd: 275 Rp.
1 Frauenrock: 500 Rp.

Quelle: Albert Hauser: Das Neue kommt. Schweizer Alltag im 19. Jahrh. Zürich 1989

Auswanderung im 19. Jahrhundert

Der Traum vom besseren Leben

«Unbemerkt war seine Frau hereingekommen, die Hände reibend hatte sie sich hinter den Stoss der unkorrigierten Hefte gestellt. Sie wisse nicht, was kochen. Wie immer, wenn sie dem Weinen nahe lag, flatterten ihre Augenlider. Kartoffeln, murmelte er abwesend. Die Kartoffeln, sagte sie. Von den besseren hätten sie im Keller höchstens noch 15 Kilo. Zudem sollte sie noch welche als Saatkartoffeln übriglassen. Dann also Mais... Da schoss Zornröte in ihre Wangen. Der Türken (=Das Maismehl) sei, seit den schlechten Kartoffelernten, im Preis gestiegen, sagte sie heftig. Geld habe sie keines mehr in der Schublade, und anschreiben zu lassen gehöre sich nicht, habe er selbst gesagt.»

So beschreibt Eveline Hasler in ihrem Roman «Ibicaba. Das Paradies in den Köpfen» die Lebensverhältnisse des Bündner Dorflehrers Thomas Davatz, der 1855 mit 265 weiteren Auswanderern nach Brasilien zog, um sich dort eine neue Existenz aufzubauen. So wie er suchten im 19. Jahrhundert Tausende von Schweizerinnen und Schweizern ihr Glück in Übersee.

Wie in andern europäischen Ländern war das vergangene Jahrhundert die Epoche der Massenauswanderung. Hauptur-

sachen waren die napoleonischen Kriegswirren, die Hungersnöte von 1816/17 und 1845/46 sowie die Einführung der mechanischen Webstühle um 1840. Angesichts der schwierigen Lage in fast ganz Europa suchten die Emigrierenden ihr Glück vor allem in Nord- und Südamerika, aber auch etwa im zaristischen Russland. Zwischen 1850 und 1914 sind rund 400 000 Schweizerinnen und Schweizer ausgewandert. Die meisten stammten aus dem Tessin, den östlichen Alpentälern und der Zentralschweiz, etwas weniger aus dem Mittelland und nur wenige aus der Romandie.

Heute unterscheidet die Forschung zwei Haupttypen von Emigration. Einerseits die Gruppenauswanderung, vor allem nach Amerika, oftmals mit der Gründung von Schweizervereinen oder gar Siedlungen mit schweizerischen Namen verbunden: Nova Friburgo (Brasilien), New Glarus und New Bern (USA), Nueva Helvecia (Uruguay) usw. Andererseits die Einzel- oder Spezialistenwanderung: Berühmt geworden sind zum Beispiel Schweizer Ärzte, Gouvernanten, Käser oder Zuckerbäcker in Russland.

Die Auswanderung wurde von den Behörden immer wieder gefördert. Ge-

meinden und Kantone finanzierten die Emigration, um sich von Unterstützungspflichten gegenüber ärmeren Bevölkerungsschichten zu entlasten. Noch in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts ermutigte der Bund die Auswanderung nach Argentinien, Frankreich, Brasilien und Kanada mit Subventionen, um die Arbeitslosigkeit zu mildern.

Der Traum von Thomas Davatz und seinen Begleitern endete in einem Alptraum sklavenartigen Daseins auf brasi-



MEINE SCHWEIZ:

Der Staat schaut zu den armen Leuten, auch zu den Drogenabhängigen. Er setzt unsere Steuern für gute Sachen ein. Ausserdem fühle ich mich wohl in der Schweiz, weil sie sauber ist und weil es hier immer genug Wasser hat.

ALINA (12)



lianischen Kaffeeplantagen. Für die Mehrzahl der Auswanderer aber führte der Weg in die Fremde tatsächlich aus der Enge und Armut der Heimat heraus hin zu einem besseren Leben in der Neuen Welt.

René Lenzin ■